

ROLF HERZOG

Zwei Beispiele afrikanischer mündlicher Überlieferung

ROLF HERZOG

Zwei Beispiele afrikanischer mündlicher Überlieferung

Jan Vansina forscht und publiziert seit über 30 Jahren zum Thema „Vergangenheit in mündlicher Überlieferung“. Seine letzte Veröffentlichung, „Oral Tradition in History“ (1985), gleichsam eine Zusammenfassung seiner Untersuchungen, wird zu Recht in unserem Zusammenhang vielfach erwähnt oder zitiert. Desungeachtet sollte man nicht übersehen, daß Vansinas Ansichten nicht unangefochten geblieben sind. So hat er beispielsweise bei den Anhängern des völkerkundlichen Strukturalismus, der von Claude Lévi-Strauss wesentlich geformt wurde, eher Kritik als Zustimmung gefunden, unter anderem weil er den Begriff Mythe ablehnt. Vansina, ein Flame des Jahrgangs 1929, hat noch vor der Unabhängigkeit im damaligen Belgisch-Kongo und im belgischen Mandatsgebiet Ruanda seine Feldforschung begonnen. Er hält es nicht für einen Nachteil, wesentlich auf afrikanischen Befunden aufzubauen, „as long as they are representative of general conditions“.¹⁾

Ein häufig von Vansina herangezogenes Beispiel der mündlich tradierten Historie stammt aus Ruanda, wo außer ihm der katholische Geistliche A. Kagame²⁾ neben anderen eine Vielzahl von Texten aufgenommen hat. Ruanda ist nun von der sozialen und ethnischen Struktur her ein deutlich geschichtetes Land. Die Oberschicht der Tutsi, hochgewachsene, auf die Viehzucht orientierte Menschen, herrschten über die ihnen zahlenmäßig weit überlegenen bantusprachigen Bauern (Hutu) und die kleinwüchsigen Twa. Die langen Epen, angereichert mit Genealogien, dienten vorzugsweise der Legitimierung des Herrschaftsanspruchs der Tutsi durch historische Rückgriffe von oft zweifelhafter Verlässlichkeit und durch Herausstreichen von ehemals erbrachten kulturellen und kriegerischen Leistungen.

Seitz³⁾ charakterisiert diese Wortkunst wie folgt: „Die Dichtung der Tutsi ist zunächst für uns eine wertvolle Geschichtsquelle, da in ihr über Jahrhunderte

¹⁾ J. Vansina, *Oral Tradition as History*, London 1985, S. XIII.

²⁾ Aus der Vielzahl der Veröffentlichungen von A. Kagame seien nur zwei leicht erreichbare aufgeführt: A. Kagame, *La poésie dynastique au Rwanda*. Institut Royal Colonial Belge, Brüssel 1951. A. Kagame, *Zur Sprache und Kriegsdichtung Rwandas*. Sonderbeilage der Zeitschrift „Afrika heute“ Nr. 2 (1967).

³⁾ S. Seitz, *Zur oralen Literatur im Königreich Ruanda*. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Supplement III, 2, Wiesbaden (1977). (Vorträge des XIX. Deutschen Orientalistentages 1975.)

hinweg die Machtpolitik der führenden Schicht dokumentiert wird. Darüber hinaus aber erlaubt sie uns einen tieferen Einblick in die Ideologie der politisch-religiösen Institution des sakralen Königtums. Der Inhalt der höfischen Dichtkunst ist von diesem Herrschaftssystem geprägt: Er versucht den Machtanspruch einer ethnischen Minderheit zu rechtfertigen und die von dieser Gruppe aufgestellten Wertvorstellungen zu propagieren.“ Man sollte das nicht mit weitverbreiteter Volkskunst gleichsetzen, die jedermann nachvollziehen könnte. Jungrauthmayr⁴⁾ schränkt zu Recht ein: „Es gibt in jedem afrikanischen Volk, das eine große epische Erzähldichtung besitzt, jeweils nur wenige Sänger oder Barden, die dieses Epos vollständig und zur Zufriedenheit eines kritischen Publikums rezitieren und aufführen können ... An Königshöfen, z. B. im ostafrikanischen Burundi oder im westafrikanischen Mandingo-Reich, nahm der Barde häufig eine gehobene Stellung als Hofdichter, Ratgeber und Vertrauter des Königs ein.“

Die mündliche historische Überlieferung war also in Ruanda zielgerichtet auf die Stärkung der Königsherrschaft. Sie sollte nicht der Wahrheitsfindung dienen, nicht die wirklichen Zusammenhänge beschreiben oder Sozialgeschichte offerieren. Sie blieb offizielle, sozusagen regierungsamtliche Verlautbarung. Selbst Vansina, der gewiß nicht zu den grundsätzlichen Zweiflern zu rechnen ist, unterdrückt seine Vorbehalte gegen solche offizielle Traditionen nicht, zu denen zweifellos die Epen der Hofdichtung und die Genealogie zu zählen sind, deren Glorifizierung nur wenig überspitzt mit den Inhalten in Schulbüchern europäischer Monarchien Ende des vorigen Jahrhunderts verglichen werden können. Vansina⁵⁾ meint: „One must not, however, discredit all official traditions just because they are official. There is no automatic distortion on every point, and there are advantages to official traditions, especially in more complex systems.“

Im folgenden sei ein zweites Beispiel herangezogen, das sich in mehrerer Hinsicht von denen Vansinas unterscheidet. Nicht nur, daß er in diesem geographisch weit entfernten Gebiet nicht geforscht hat; es sind gegenüber Ruanda gravierende Unterschiede festzustellen: Somalia ist ethnisch und linguistisch weitgehend homogen, es kennt kein zentrales Königtum, es ist sprachlich einheitlich, aber diese Sprache wird erst seit 1972 geschrieben, seine Bürger gehören seit Jahrhunderten ausnahmslos einer Hochreligion, dem Islam, an.

Den Somali ging es nicht darum, in Kunstform ihre Überlegenheit gegenüber andersrassigen und anderssprachigen Bevölkerungsteilen herauszustreichen, vielmehr um die Herkunft und die Rangabstufungen der Stämme untereinander. Man wollte zwischen noblen Stämmen und solchen von geringerem Prestige, die man sogar als Vasallen oder Hörige bezeichnen könnte, unterscheiden. Es ist sogar

⁴⁾ H. Jungrauthmayr, Gedächtniskultur und Schriftlichkeit in Afrika. Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, XVII/5, Wiesbaden (1981), 169.

⁵⁾ J. Vansina, Oral Tradition (Anm. 1), 99.

umstritten, ob der Begriff Stamm, den Zöhler⁶⁾ noch verwendet, oder tribe, von Lewis⁷⁾ in frühen Publikationen gebraucht, beibehalten werden soll. Cassanelli⁸⁾ spricht z.B. von Somali clan-families, einer Terminologie, der sich jetzt auch Lewis bedient. Von diesen größeren Gruppierungen gibt es sechs. Dabei ist in einigen Fällen schon strittig, ob man die in Frage Stehenden zu den noblen oder minder geachteten Stämmen zu zählen hat, für die einige Beobachter die Bezeichnung Sabb oder Sab notierten. Wie immer man auch die Abstufungen vornehmen will, in der historischen Überlieferung, die bis vor kurzem nur mündlich weitergegeben wurde, lassen sich diese Stämme oder clan-families mit den Worten Cassanellis⁹⁾ wie folgt definieren: „These were vast confederations of kinship groups whose members claimed descent from a common ancestor some twenty-five to thirty generations removed ... Even though every Somali belonged to one of these clan-families and could identify with a large number of people who claimed a common ancestor, these groupings were too large and too dispersed to be effective units of political actions ... At least fifty major Somali clans could be identified at the end of the nineteenth century, numbering anywhere from a few thousand to ten or twenty thousand members.“

Diese Genealogien sind nicht vergleichbar mit dem bei uns oft amateurhaft betriebenen Aufstellen von Stammbäumen. Sie haben hier eine weiterreichende Bedeutung. „Among the Somali“, schreibt Lewis¹⁰⁾, „genealogical identification carries immediate political and legal implications.“ Sie spielen z.B. eine Rolle bei den engen Verbindungen und Territorialansprüchen zu den Somali in Ogaden, im umstrittenen Teil von Äthiopien. Sie waren bis zur Machtübernahme des jetzigen Militärregimes auch eine Basis der Parteienbildung und der Vorauswahl der Abgeordneten des Parlaments, das im wesentlichen das Kräfteverhältnis zwischen den Stämmen widerspiegelt.

Die historische Zuverlässigkeit solcher oraler Traditionen ist gewiß nicht hoch zu bewerten, ein Schluß, zu dem auch Cassanelli¹¹⁾ kommt: „... I do not consider

⁶⁾ L. Zöhler, Somaliländer (Die Länder Afrikas Bd. 17), Bonn 1959, 22 ff.

⁷⁾ I. M. Lewis, Peoples of the Horn of Africa; Somali, Afar and Saho (Ethnographic Survey of Africa), London 1955, 13 ff. Lewis ließ diese Terminologie schon fallen und hielt clan-family für besser: I. M. Lewis, The Modern History of Somaliland; From Nation to State, London 1965, 11/12 ff. Ebenso deutlich ausgesprochen in: I. M. Lewis, Literacy in a Nomadic Society: The Somali Case. In: J. Goody (ed.), Literacy in Traditional Societies, Cambridge 1968, 266 ff.

⁸⁾ L. V. Cassanelli, The Shaping of Somali Society; Reconstructing the History of a Pastoral People, 1600–1900, Philadelphia 1982, 15 ff.

⁹⁾ L. V. Cassanelli, Shaping of Somali Society (Anm. 8), 17.

¹⁰⁾ I. M. Lewis, Literacy (Anm. 7), 272.

¹¹⁾ L. V. Cassanelli, Shaping of Somali Society (Anm. 8), 277. Cassanelli weist in einem Abschnitt „Somali Oral Tradition as History and Process“ besonders auf die Veränderungen hin (S. 277): „The fact that accounts are altered or embellished from one generation to the next, in accordance with the philosophical or political outlook of each, does not make them ahistorical.“

them direct evidence from the past but rather as living interpretations of historical experience ...“ Ein Beispiel eindeutiger, dennoch vielfach wiederholter Geschichtsfälschung und Unglaubwürdigkeit ist das Postulat, die noblen Clans stammten von den Qurayshiten, dem Verwandtschaftsumfeld des Propheten Mohammed. Niemand versucht auch nur zu erklären, warum wohl die Nachkommen einer arabischsprachigen Ethnie auf der Arabischen Halbinsel bei ihrer angeblichen Auswanderung nach dem Osthorn ihre semitische zugunsten einer kuschitischen Sprache aufgegeben haben sollten, zumal die erstere noch durch die religiöse Weihe als Sprache des Korans deutlich mehr Gewicht hat.

Alles, was für die Abstammung und Gruppenzugehörigkeit wichtig war, wurde mündlich überliefert, denn das Somali wird erst seit 1972 in einer amtlich festgelegten Orthographie geschrieben. Gewiß gab es in Somalia, besonders in den Küstenstädten, schriftkundige Personen, die in der Regel am Koran ausgebildet waren. Die arabische Schrift ist allerdings für die Schreibung des Somali denkbar ungeeignet, weil sie für diese vokalreiche Sprache mit häufiger Verwendung von e und o keine Schriftzeichen zur Verfügung hat, die deutlich vom a bzw. u unterscheiden. Vom Beginn dieses Jahrhunderts an wurde eine zahlenmäßig geringe Bildungselite von den Kolonialmächten in der jeweiligen Verwaltungssprache, d. h. im Italienischen oder Englischen, ausgebildet. Erst seit den zwanziger Jahren wurden Versuche unternommen, eigene Alphabete für das Somali zu entwerfen; keines hat sich durchgesetzt. Selbst ausgereifte Vorschläge scheiterten am Widerstand islamischer Würdenträger und der Geistlichkeit, die keine andere Schrift als die des Korans dulden wollten. Erst die Militärregierung, die auf die zumeist konservativen islamischen Geistlichen weniger Rücksicht nahm, setzte eine dem lateinischen Alphabet mit etlichen Zusatzzeichen nahestehende Schreibform durch, das sogar mit rigorosen Mitteln. So mußten alle im öffentlichen Dienst Stehenden, von denen man Schreib- und Lesefähigkeit verlangte, in Kursen diese Schriftform erlernen. Weigerten sie sich oder schafften sie es nicht, drohte ihnen Gehaltskürzung. Als sich schließlich die neu geschaffene Schreibung durchgesetzt hatte, war aber auch das politische Spektrum des Landes verändert. Die Macht der Stämme war inzwischen erheblich reduziert worden. Was schon von der Jung-Somali-Liga in den vierziger Jahren programmatisch gefordert und von Intellektuellen immer wieder aufgegriffen wurde, nämlich unbedingte Stammesloyalität durch ein übergreifendes Nationalgefühl zu ersetzen, wurde allmählich Wirklichkeit. Dabei half nicht nur der Generationswechsel mit, sondern auch die Einführung des Rundfunks.¹²⁾ Der Informationsvorsprung der Stammesführer schmolz dahin.

¹²⁾ Darauf wies z. B. B. W. Andrzejewski in einem Vortrag beim 22. Annual Meeting of the African Studies Association in Los Angeles 1979 hin. („Traditional Media of Communication in Somalia.“) Dieser Vortrag steht mir nur in einer maschinenschriftlich vervielfältigten Fassung zur Verfügung; darin S. 12.

Ein somalischer Intellektueller im diplomatischen Dienst seines Landes, Abdurrahman H.H. Aden¹³⁾, schließt dem Lob auf die erfolgreiche Alphabetisierung einen Ausblick auf die Langzeitwirkung an, von der er hofft, sie werde „zur Reduzierung der sozio-kulturellen Differenz zwischen urbaner Elite und ruraler Masse beitragen und zugleich auch die nationale Identität und Eigenständigkeit des somalischen Volkes gegenüber kulturellen Einflüssen stärken“.

¹³⁾ Abdurrahman H.H. Aden, Somalia. Internationales Afrika-Forum 18. Jg. (1982), 281.